

## Bescheidenheit, was ist das?

Ersan Mondtag hat seine Uraufführung von „Salome“ am Berliner Maxim-Gorki-Theater ganz schön vollgestopft

„Lost“ steht in großen Neonlettern über der Szenerie, das kann als Motto des Abends verstanden werden. Wenn auch weit umfassender, als es sich Ersan Mondtag und sein Team für ihre Interpretation von Oscar Wildes „Salome“ am Maxim-Gorki-Theater Berlin vielleicht gewünscht haben. Denn bei dieser „Übermalung“ sind nicht nur die Figuren verlorene Seelen, die zwischen Kapitalismus und Sittenverfall auf der einen und Fundamentalismus und Askese auf der anderen Seite taumeln. Auch als Zuschauer verliert man irgendwann den Überblick.

Das ist keine große Überraschung bei Ersan Mondtag – einem Regisseur, der für seine 31 Jahre im deutschen Theaterbetrieb schon fast unheimlich bekannt ist. Schließlich ist es gerade sein suggestives Verwirrspiel, für das er bewundert und verachtet wird. Diese Andeutungsmaschinerie, bei der jedes Mal so viele Assoziationen aufploppen wie in einer heißen Pfanne der Mais. Seine Inszenierungen funktionieren wie böse Träume, die man ja auch nicht vollständig ausdeuten kann. Dafür wird er auch an diesem Abend beklatscht und ausgebuht. Allerdings beides sehr verhalten.

An der Story kann es nicht liegen, die Thomaspeter Goergen auf der Grundlage eines Einakters von Oscar Wilde geschrieben und von der pathetischen Klebrigkeit des Originals befreit hat. Die Geschichte beinhaltet alles, was gerade gut ankommt: Eine starke weibliche Hauptfigur, einen Haufen Schlappschwänze und jede Menge Tote. Es geht um die titelgebende Salome, die zusammen mit ihren königlichen Eltern in Saus und Braus lebt. Doch sie ist unglücklich, was vor allem daran liegt, dass ihr Stiefvater ihr nachstellt. Dann verliebt sie sich in den Propheten Johannes, der sie verschmäht. Salome findet einen



Benny Claessens als Titelheldin auf einer Benny-Claessens-Puppe. FOTO: BIRGIT HUFFELD

Weg, sich an beiden Männern zu rächen: Durch ihre Verführungskunst zwingt sie ihren abergläubischen Stiefvater, Johannes den Kopf abzuschlagen.

An Salome-Darsteller Benny Claessens kann es noch weniger liegen. Er ist die wunderbarste Salome, die man sich vorstellen kann. Dabei hilft ihm sicherlich das von Josa Marx entworfene Minikleid in knalligen Farben, mit Puffärmelchen und Schleifen. Die Strumpfhalter sorgen für einen unangenehmen Fetischlook. In diesem Kleid sieht Claessens wie ein aus allen Nähten geplatzt Funkenmariechen aus. Wie er da so voll pubertären Welt- und Selbstekels, voll Kraft und Verletzlichkeit über die Bühne stampft, fühlt man sich an die eigene Teenagerzeit erinnert. Man kann sich bild-

lich vorstellen, wie sich dieses Mädchen gerade noch heimlich mit Schokolade vollgestopft hat, während es jetzt die sexy Diva spielt und im nächsten Moment die verängstigte Vierjährige, der man am liebsten zuflüstern möchte, dass es den bösen Mann in ihrem Schloss nicht gibt. Das einzige Problem ist: Es gibt ihn doch.

Dieser pädophile Stiefvater wird von einer Frau gespielt, und zwar von der zarten, elfenschönen Lea Draeger, die gleich auf mehreren Ebenen einen spannenden Kontrast zu Claessens' Salome bietet: Symbolisch, weil gezeigt wird, dass Machtmissbrauch nichts mit dem Geschlecht zu tun hat. Darstellerisch, weil Draeger zeigt, dass auch mit minimalistischem Körper-einsatz großes Theater gespielt werden

kann. Claessens und Draeger sind der lebendige Beweis dafür, dass Mondtag zu mehr in der Lage ist, als Schauspieler zu expressionistischen Bewegtbildern zu arrangieren.

Beim Bühnenbild, das er selbst entworfen hat, kommt ihm zugute, dass Bescheidenheit ein Fremdwort für ihn ist. Erleichterung erfüllt den Raum, als das an eine Schultheateraufführung erinnernde Pappschloss einer gigantischen nackten Claessens-Nachbildung weicht. Da kauert er nun, der weiße, blonde, feiste Mann wie ein erlegtes Tier. Ein lächerlicher, bemitleidenswerter Anblick, wie es auch der Fundamentalistenchor mit seinen herabhängenden Penissen ist.

Das Problem der Inszenierung liegt darin, dass Mondtag nicht darauf vertraut hat, dass das alles reicht. Und so hat er noch eine Ebene hinzugefügt, die die Fiktion durchbricht. Es ist die Figur, die den Juden beziehungsweise Hofnarren spielen soll – verkörpert von Orit Nahmias – und die ihrer Unzufriedenheit mit diesen beiden Nebenrollen nun ordentlich Luft macht. Sie schimpft auf Englisch über Identitätspolitik am Theater und Claessens' Allüren. Sie spricht über den Tod Gottes und die damit einhergehenden Freiheiten.

Am Ende des von Nahmias selbst geschriebenen Monologs ruft die Figur zum kollektiven Selbstmord auf. Eine Handlungsanweisung, die der Fundamentalistenchor mit seinem „Endlösungssong“ noch mal bekräftigt. Für eine solche Publikumsüberforderung hat der Schweizer Sänger Bonaparte den passenden Song komponiert: „You know James Joyce / I like your Voice / You know Baudelaire / I like your Hair / You know to much / To much / To much...“ Manchmal ist weniger einfach mehr.

ANNA FASTABEND